Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 17 (1921)

Artikel: Künstlerisches aus der Volkssprache
Autor: Szadrowsky, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595068

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Künstlerisches aus der Volkssprache.

Vortrag von Dr. Manfred Szadrowsky
Professor an der Kantonsschule in Chur.

Es gehört zu den schönsten Aufgaben des Sprachforschers, den Zusammenhängen zwischen Wortbildung und Wortbedeutung oder zwischen Wörtern und Sachen nachzugehen. Die Bedeutung führt ihn geradewegs ins fruchtbare Gebiet der Sprachpsychologie, und hier spürt er mehr als sonstwo in seiner Wissenschaft, daß er es nicht etwa nur mit geschichtlichen Vorgängen zu tun hat, sondern mit den immerfort wirkenden schöpferischen Grundkräften des Sprachlebens, nicht mit Geschichte also, sondern mit dem Leben, mit lebendigen Gebilden von Menschen. Vom Wort kommt er auf das damit bezeichnete Wesen, auf die Sache, die Erscheinung, die Tätigkeit, aber auch auf die Leute, die dem Ding den Namen gegeben haben, auf ihr Empfinden, Fühlen und Denken, ihre Eigenart, ihr Volkstum. Damit treibt er Volkskunde und, wenn er seine Erkenntnisse in der Schule verwertet, nationale Erziehung fruchtbarer Art.

Unsere Mundarten verlocken ja besonders zu solcher Forschung. Nicht nur ist hier der Wortschatz unvergleichlich reicher als in der Schriftsprache, er ist vor allem lebendiger. Da ist noch alles im Blühen und Wachsen, und in diesem Boden läßt sich leicht den Wurzeln nachgraben. Ein vorzügliches Hilfsmittel steht zur Verfügung im Schweizerischen Idiotikon, das unter der Leitung von Prof. Albert Bachmann der Vollendung zustrebt.

Aus dieser reichen Quelle schöpfe ich heute nur ein paar hundert Wörter und Wendungen, bei denen künstlerische Züge des Sprachlebens zutage treten, das heißt Züge, die mit Kunst verwandt sind.

Alles Künstlerische der Volkssprache auf beschränktem Raume vorführen zu wollen, wäre ein unfruchtbares Beginnen: bei der Ueberfülle des Stoffes müßte man sich mit Typen und wenigen Beispielen begnügen, und doch kommt es da gerade auf die Menge und Mannigfaltigkeit im Einzelnen an, also auf viele Beispiele. Beschränkung auf einige wenige Wesenszüge der Volkssprache war dadurch geboten. Es handelt sich also hier nicht etwa um das Künst-

lerische der Volkssprache, sondern nur um ein paar ihrer künstlerischen Seiten. Rätsel, Sprüche, Lieder, volkstümliche Kunst überhaupt soll beiseite bleiben und nur die unabsichtliche Poesie des Alltags zur Geltung kommen. Von Reimen, Stabreimen und andern Klangwirkungen müßte freilich trotz dieser Einschränkung die Rede sein; doch ist dieses reizvolle Gebiet der dem Volksmunde geläufigen musikalischen Künste so reich, daß es besser einer besondern Betrachtung vorbehalten bleibt. Aber auch innerhalb dieser Grenzpfähle kann es sich wieder nicht um Vollständigkeit handeln. Mancher könnte meine Beispiele ohne Zweifel aus eigener Erfahrung ergänzen; denn ich kann hier nur eine Auswahl bieten. Der Kürze halber muß ich auch im allgemeinen von Ortsangaben absehen und es bei der Versicherung bewenden lassen, daß alle meine Beispiele nach Belegen des schweizerischen Wörterbuches oder nach eigener Erfahrung in größeren oder kleineren Mundartbezirken der Schweiz lebendig sind.

Es klingt zunächst unwahrscheinlich, wenn ich behaupte, Lessings Grundsätze für die dichterische Darstellung seien in der Volkssprache erfüllt. Handlung anstatt Beschreibung ist eine der Grundtatsachen, die Lessing im „Laokoon" aus den Homerischen Dichtungen ableitet, eine der Grundforderungen, die er an Dichter stellt. In der Volkssprache scheint sie mir sehr oft schon im einzelnen Wort erfüllt zu sein.

Wenn z. B. der Frosch Hopper, Hopsger heißt, also wörtlich „der Hüpfende", oder die langsam und schwerfällig kriechende Kröte Hootscheri(n) vom Zeitwort hootsche(n), kriechen, oder der Zaunkönig Haag-Schlüüfferli oder ein junges Schweinchen Läuferli, Springerli: so kündet der Name des Tieres eben von einem Tun, nicht von einem bloßen Sein; er enthält Handlung. Er beschreibt nicht, wie das Tier aussieht, wie es ist; er erzählt, was das Tier tut. Und noch mehr: er geht auf das kennzeichnende, das wesentliche Tun. Er enthält selber schon das, was ein „schmückendes Beiwort" sagen könnte oder müßte — und damit sind wir schon wieder bei Laokoon und bei den Dichtern. Da treffen wir flatternde Schmetterlinge, surrende Fliegen, eierlegende Hennen, bellende Hunde, wiehernde Pferde, blökende Schafe, meckernde Ziegen. In der Volkssprache erscheint die meckernde Ziege schlankweg als Megge(n), Müggele(n), Begele(n), Bläägger; die zugrunde liegenden Zeitwörter bezeichnen alle das Gemecker. Der bellende Hund heißt mit Ableitungen von Wörtern für „bellen, knur-

ren" Bäfzger, Bauzer, Gauzer, Bätzger, Chäuzer, Rätzger — oder mit der mildernden und manchmal kosenden Bildungssilbe -i Bälli, Billi, Bautschi, Bauzi, Gautschi, Schnauzi, Chäusi, Rärri, Waui, Churri. Der brüllende Stier des Dichters ist in der Volkssprache der Brüller, Brummer, Brümmeler oder mit etwas zutraulicheren i-Namen der Brülli, Brüeli, Murrli, Muni.

Besonders auch Vögel benennt man gern nach der Stimme, eben nach der sinnfälligsten Aeußerung ihrer Eigenart, die in dichterischer Sprache durch ein schmückendes Beiwort ausgedrückt würde: „der kreischende Falke". Die Zipplerche und ähnliche Vögel heißen Giipser, Giixer, Aare(n)-Pfiiffer, Winsler; die „geschwätzige Grasmücke" Stuude(n)-Gatzger, Stuuden(n)-Brudler (zu den Wörtern gatzge(n), gackern, brudle(n), plappern u. dgl.), der Schwarzspecht Tann-Roller, der Birkhahn G(e)ruttler (zum Zeitwort g(e)ruttlen, vom Balzruf dieses Vogels), der Täuberich Ruugger (von ruugge(n), kollern). In andern Fällen lenkt die Eigenheit der Bewegung die Aufmerksamkeit auf den Vogel — man kann an Homers „trippelnde Tauben" denken — oder die Art des Beutefanges oder irgend eine Fertigkeit. Der Baumläufer, der an Baumstämmen klettert und bei seinen kurzen Beinen daran zu kleben scheint, heißt Rinde(n)-Chläber, Chlüber, Chlimser, Chläni(en); so auch der Specht Chläni, wörtlich „der Kletterer", dem Gefühlswerte nach etwa „der Kletterkünstler wider Erwarten". Der Schüüßer oder Lärche(n)-Stöößer ist der Falke, der auf die Beute schießt oder stößt, bei Homer „der blitzschnell fliegende Falke"; der Bürzler ist die Purzeltaube. Baum-Bäck eigentlich „Baumhacker" (von bäcke(n), hacken) heißt der Grünspecht. Nusse(n)-Biißer, Nuß-Brächer, Nuß-Brätscher sind verschiedene Häher; der Mugge(n-Chlöpfer, Mugge(n)-Schnäpper ist der Fliegenschnäpper.

Solche Namen beruhen ursprünglich und zum Teil noch jetzt auf einer Vermenschlichung, Personifikation. Die mit der Ableitungssilbe -er sind gebildet wie Jäger von jage(n); die auf -i wie Hinki von hinke(n), Schili von schile(n) oder wie Pauli, Ruedi als Kose- und Kurznamen; die auf -e(n) und die scheinbar ohne Ableitungssilbe gebildeten (Chläni(en), Baum-Bäck) wie Wart, Wärter, von warte(n), Hütte(n)-

Wart, Bott von biete(n). Nomina agentis, d. h. Bezeichnungen für den Handelnden, nach diesen drei Bildungsweisen und die entsprechenden weiblichen Wörter gelten ursprünglich nur für Menschen. Wenn wir ein solches Wort auf etwas Unpersönliches anwenden, auf Tiere, Pflanzen, Sachen und noch anderes, liegt oder lag eine Art Vermenschlichung vor, freilich nicht immer eine solche im strengsten Sinne, aber doch eine „Individualisierung", nicht immer geradezu eine Beseelung, aber doch eine Belebung, in jedem Falle etwas mit künstlerischer Verdichtung Verwandtes.

Besonders reichlichen Anlaß zu solcher Benennung nach einem Tun gibt die Sippschaft der schwirrenden und summenden, hüpfenden und jagenden Insekten, welche ja die Lebendigkeit selbst sind. Z. B. die Namen Chlepfer, Schneller, Gumpere(n) gelten für verschiedene Schnellkäfer; im Zürichbiet nennt man einen solchen Käfer mit vollendeter Vermenschlichung Hansli-gumpuuf. Chlemper, Chlampi, Nüeler, Nager sind Käfer, welche klemmen, wühlen, nagen; en Chrampf ist ein Käfer, welcher chrampfet, kneift. So ist auch die Ameise „die Klemmende", wenn sie Chlempe(n), Chlampere(n), Chluppere(n), Chluupere(n), Chlammere(n) heißt. Für den Heuschreck ist das Springen charakteristisch; er heißt darum Heu-Schräck, Heu-Gumper, -Hozber, -Güpf(er), -Jucker, -Springer. Irgendwo im Baselbiet nennt man ihn Röschе(n)z-Chnab; das wäre eigentlich ein Bursche aus dem Dorfe Röschenz; den Bewohnern dieses Dorfes legte man den Spitznamen Matte(n)-Gumper bei und gab dann hinwieder dem Tiere den Namen der mit ihm geneckten Bursche.

Das ist „Personifikation" im wörtlichsten Sinne, Uebertragung einer Personenbezeichnung auf andere Wesen, ein anderes Verfahren als die bis dahin betrachtete Neuschöpfung von Namen unmittelbar aus der Beobachtung. Aber auch bei dieser ist „Personifikation" im engsten Sinne häufig mit im Spiele, und bei der Vermenschlichung wiederum ist auch mehr lebendige Beobachtung und Phantasie wirksam, als der Fachausdruck „Personifikation" vermuten ließe. Man muß den Gebilden die Seele lassen und darf sie nicht durch logische Einteilung zu geordnetem „Material" entwerten. Wer die Libellen zuerst Wasser-Jumpfere(n) nannte und wer diesen Namen gut fand und wieder brauchte und einbürgerte, der mußte im Aussehen und Gebaren dieser Tierlein — trotz unverkennbarer Unter-

schiede — etwas Jungfernartiges empfunden haben, vermutlich das schimmernde Aeußere und die Tanzlust oder (nach der Erklärung eines Freundes) das ewige Herumtanzen vor dem Spiegel. Sie sind auch Frösche(n)-Hüeter und bekommen damit also eine Art Beruf zugewiesen, aber auch Auge(n)-Schüüßer, Auge(n)-Stächer. Ganz reizend heißt der Holzwurm 's Tängel-Männli, weil man ihn dengeln hört, oder auch 's Erd-Schmidli, weil er hämmert, Kindern gegenüber freilich auch grausiger der Böölí-Ma(nn). Nachtfalter, die das Licht umfliegen und auslöschen, tadelt man als Liecht-Löscher, Liecht-Stäler, Liecht-Schalter, und weil das etwa beim Hängert oder bei der Stubete(n) vorkommt, auch als Meitschi-Stäler. Spinnenarten mit langen Beinen reizen die Phantasie zu Namen wie Lang-Beinler, Wald-Schriiter, Schniider oder auch Wäber-Chnächt, Geiß-Hirt, Zimmer-Ma(nn).

Die Unke ist der Chämi-Fäger; der Salamander 's Guuge(n)-Männli oder Lache(n)-Männli (umgedeutet aus Guuge(n)-Mol, -Möli) oder der Guugger oder Gülle(n)-Güügger (vom Laut güü). Aber auch den stummen Fischen, die sich so wenig bemerkbar machen, gewinnt die feine Beobachtungsgabe des Volkes eigenartige Lebensäußerungen ab und nennt z. B. je nach dem „Temperament" kleine Schleien Schlicherli, dagegen Blaufelchen von einem bestimmten Alter Springer oder Treijer, also „Dreher", kleine Forellen Gooperli, weil sie goopen, spielen, den Narren machen wie Kinder; Aeschen im zweiten Lebensjahr heißen schlechthin Chnabe(n) oder Chnäbli.

Dergleichen Namen für Tiere gibt es zu Hunderten. Sie haben das Gemeinsame und Auszeichnende, daß sie von einem Tun ausgehen, von einem Wirken oder eben — was eigentlich dasselbe heißt — von der „Wirklichkeit". Bei der Betrachtung ausgestopfter, an Nadeln aufgespießter oder in Weingeist verwahrter Tiere könnte man sie nicht erfinden, kaum mehr verstehen. Sie haben nur dem Leben gegenüber Sinn; denn sie sind von der Beobachtung des Lebens eingegeben und fassen und bezeichnen die Tiere als wirkliche animalia, d. h. beseelte Wesen, viel besser und richtiger sogar als die meisten wissenschaftlichen Bezeichnungen, — wahr und phantasievoll zugleich, was man mit einem Wort künstlerisch nennen darf.

Bei Haustieren — und auch sonst etwa — beachtet man sogar

„individuelle" Eigenheiten, sozusagen „persönliche" Züge neben den bezeichnenden Gattungs- und Artmerkmalen. Jeder Kuh seiner Herde gibt der Senne, z. B. im Appenzellerland, einen kennzeichnenden Namen, womit er sie lockt und ruft, und dies nicht etwa nur in dem herkömmlichen Gefüge des Kuhreihens. Eine eigenartig Blickende heißt Blinzeri(n), eine glänzend Glatte oder mit glänzenden Augen Glinzeri(n), eine Glotzende Blicker, Lueger. Eine andere ist die Tanzeri(n), eine andere die (Hag-) Leneri(n), die sich gern (an einen Hag) anlehnt. Eine Henne, die fleißig Eier legt, rühmt man als Leggeri(n), was an die „eierlegenden Hennen" im I. Gesang von Goethes „Reineke Fuchs" erinnert; eine andere, welche die Eier bald dahin, bald dorthin legt, tadelt man als Verleggeri(n). Auch Menschen weiß ja der Volksmund ohne „schmückende Beiwörter" mit scharfsinnigen, d. h. auf guten Sinnen beruhenden Namen zu kennzeichnen. Man denke nur an Spitznamen wie Hümpi, Hoppi, Gnepfi für einen Hinker, Pfnuusi für einen „durch die Nase" Redenden, Brodli für einen undeutlich oder zuviel Schwatzenden, Gaaggi, Gaxi für einen Stotterer, Lampi, Laari für einen Schlaffen, Gaffi, Luegi für einen Gaffer, Braati, Brueti für einen Faulenzer. Eine ungeheure Masse solcher „trefflicher" Namen ist allenthalben gäng und gäbe, die den Mitmenschen bei einem körperlichen Mangel, einer lächerlichen, aufdringlichen Gewohnheit, einem linkischen, unziemlichen, verächtlichen Tun packen und daraus den Hauptzug seines „Porträts" machen. „Man braucht bei einem Menschen nur auf den hauptsächlichsten Zug zu sehen, z. B. wenn einer einen schiefen Schnurrbart hat", soll Ferdinand Hodler sich über Porträtkunst geäußert haben. Unter den neueren Dichtern benützt z. B. Thomas Mann gern solche „Aeußerlichkeiten", etwa Sprachfehler und eigentümliche Bewegungen, mit zur Charakteristik seiner Gestalten. Damit will ich nur andeuten, daß der „Sinn" für dergleichen volkstümlich und künstlerisch zugleich ist.

Auch den Pflanzen kann man bei phantasievoller und — mit einem schönen Ausdruck Prof. Dr. Otto Lünings — unschuldiger Betrachtung ein Handeln zuschreiben. Die Zwergbohnen nennt das Volk Höckerli, Hockere(n), Chriecher(li), Gruupli, Gruuper(li), Haapere(n), Haatschere(n), Rutscher(li), Schnaaggerli, von lauter Zeitwörtern, die kriechen oder kauern bedeuten. In der Tat führt die Pflanze eine

Tätigkeit aus, sie kriecht, sie rutscht. Ihr Wachsen läßt trotz der Unterschiede die Vergleichung mit menschlicher oder tierischer Bewegung zu. Ernstgemeinte „Personifikation" liegt ja hier nicht vor, aber doch Belebung und zum Teil Beseelung und auf jeden Fall feines Gefühl für die lebendige Eigenart, wie etwa bei den „nickenden Aehren" oder beim „kraftvoll strotzenden Kohl" in „Hermann und Dorothea" oder bei Homers „ragender Eiche".

Auch dem einzelnen Zweig, dem Gipfel des Baumes, dem Keim, dem Sproß kann man „Aktivität" zusprechen. Der Gutzer ist der oberste Teil der Tanne, der ausguckt (von einem freilich nur zu erschließenden Wort gutze(n) aus guggeze(n). Der Stüpfer Dorn ist „der Stechende" (von stüpfe(n), stoßen, stechen), „der ritzende Dorn" bei Homer. Nach einem Tun, einer Bewegung, heißt z. B. die Malve Himmel-Stiiger, weil sie stark in die Höhe wächst, in den Himmel steigen will, auch Stiig-uuf. Die Winde(n) ist wörtlich „die sich Windende"; die Wäg-Warte(n) oder Wäg-Luege(n) eigentlich „die den Weg Bewachende"; die Wäg-Spreite(n), Vogelknöterich, „die sich am Weg Ausbreitende"; sie wird auch Hans(li)-am-Wäg genannt. Chlätte(n), Chlättere(n), Chläbe(n), Chläbere(n) sind kletternde, klebende Pflanzen. Der Wolfsrauch und andere stäubende Pflanzen heißen Stüüber, Tüüfels-Stüübere(n), Stäupe(n). Die Spierstaude ist der Wasser-Suuffer. Der gemeine Mauerpfeffer heißt Chrooserli von chroose(n), knirschen, krachen, weil die Pflanze beim Drücken knirscht, und besonders hübsch das Schilfrohr Nuune(n) vom Zeitwort nuune(n), mit geschlossenem Munde singen, nach dem Gesang des Röhrichts im Winde, sinniger als Homers „schwankendes Schilfrohr", das eben nur sinnlich sein will. Nach dem Aussehen nennt man den Hahnenfuß Gliisere(n), Glißerli, Glitzerli, Glinzerli; den Augentrost Herbst-Briegger, weil die Blüte an ein weinerliches Gesicht gemahnt, und ähnlich eine im Abblühen begriffene Tulpe Bläggeri(n), was ja eigentlich eine weinerliche Frau wäre. Sehr feinfühlig ist dabei das Aussehen der Blumen als Ausdruck von etwas Seelischem empfunden wie auf Blumenbildern von Ernst Kreidolf und andern Malern.

Unkräuter, die in den Alpen bessere Futterkräuter verdrängen, sind Platz-Räuber, dem Graswuchs schädliche Pflanzen auch Heu-Frässer, Emd-Frässer oder einfach Frässer.

Der Rebbauer nennt eine Rebe, die keine Frucht trägt, also müßig den andern zusieht, eine Zue-guggeri(n), Zue-luegeri(n). Wie gemüt- und lebensvoll klingen diese zwei Wörter neben der verstandesmäßigen Umschreibung „eine Rebe, die keine Frucht trägt", wie „positiv" ist Zue-luegeri(n), Zue-guggeri(n) neben der „negativen" Abfertigung „unfruchtbare Rebe". Diese scheint zu völliger Nichtigkeit verurteilt zu sein; der Zue-guggeri(n), Zue-luegeri(n) hingegen ist mit Humor eine eigenartige, wenn auch nicht vorbildliche Lebensart zugestanden, — so wie etwa bei Gottfried Keller auch noch die sonderbarsten und unnutzlichsten Käuze des Sonnenlichtes würdig erscheinen.

Der alte Stock der Rebe ist der Herr, ein Nebenschoß der Sun, Sohn, der Wurzelstock von Pflanzen d'Muetter, Ableger Chindli. Auch die Erscheinungen des Wachstums deutet die schöpferische Phantasie des Volkes menschlich: d'Räbe(n) sind noch (wie) blind, sie händ noch kei Auge(n); sie griine(n), trääne(n), weine(n), nämlich wenn der Saft aus den beschnittenen Zweigen tropft; d'Räbe(n) wüete(n)d; d'Räbe(n) schenke(n)d ii(n); e(n) Räbe(n) gi(b)t nüüt vergäbe(n); d'Räbe säit: mit mir mueßme(n) alli 10 Joor abrächne(n). Die Rebe spricht also zu den Leuten, was Pflanzen und Tiere sonst nur etwa im Mythos und Märchen und bei Dichtern tun dürfen.

Eine dicke alte Tanne ist da und dort di alt Grooß-Mueter oder d'Naane(n); ein bestimmter alter Apfelbaum in Zollikon der Battli Beat; ein splitteriger Baumstamm en Bättler, weil er so zerfetzt aussieht; ein üppiger leerer Pflanzentrieb en Narr; ein Blumenkohl, der in bloßes Blätterwerk aufschießt, ebenso oder auch en Lööli; die Schote der gelben Balsamine, die bei Berührung plötzlich aufspringt, e Hex. Die Levkojen mit ihren stattlichen weißen Blütendolden nennt man Wiiß-Manne(n), einen Stock mit besonders vielen Blüten en Millionäär. Der Fuchsschwanz und ähnliche Pflanzen heißen wilde(r) Heiri oder Heinerli; die Wiesensalbei Blau-Rüüter, blaue Reiter, blaui Soldate(n), Traguuner; die Bachnelkenwurz mit schwärzlichem Aehrenkolben Chämi-Fäger; die unreife Frucht der Erdbeerstaude gleich nach dem Abfallen der Blüte Müller-Chnächt, weil sie auch so bestäubt aussieht; die Flachsseide Chräämer, weil das schädliche Unkraut sich schmarotzend an

andere heftet wie ein aufdringlicher Hausierer. Der Haagge(n)-Ma(nn) ist eigentlich ein Wassermann, ein Nix, der in allerlei Gewässern haust und Leute in die Tiefe zieht; als Haagge(n)-Manne(n) muß man am Zürichsee aber auch die Wasserschlingpflanzen fürchten, die dem Schwimmer gefährlich werden. Liebenswürdiger ist das Wald-Mannli, der Waldmeister, der sogar als Härze(n)-Freudli gepriesen wird, oder das Hoger-Männli, das Schneeglöcklein, das so heißt wegen der gebückten Stellung der Blüte am Stengel. Und in den Bergen freut man sich, wenn man Bärg-Mannli trifft oder Haar-Mannli, Schuuder-Männli, nämlich die verblühten Alpenwindröschen mit ihren Strubelköpfchen. Wie ein Kindlein in den Windeln oder wie das Christkindlein in der Krippe steckt beim Aronsstab der Blütenkolben in einer Scheide: drum heißt er Chindli, Chindli und Büebli, Chrippe(n)-Chindli, Poppeli, Pfaffe(n)-Poppeli, Titti. Die zarte Fliegenblume kost man gleichsam als Sammet-Chindli oder Jümpferli. Die weniger raren Herbstzeitlosen dagegen müssen sich blutti Jumpfere(n) schelten lassen. Wie Mannli und Wiibli sieht ein Pärchen zusammengewachsener Wurzeln von Allermannsharnisch aus. Allerlei feine Blumen ehrt und liebt man als Engeli, und der türkische Schwarzkümmel mit der schönen Blüte inmitten des Blätterbusches heißt bei einfacheren Leuten nicht türkischer Schwarzkümmel — das ist so ein Allerweltsausdruck — sondern Greetli im Hägli, auch Greetli im Busch oder i(n) der Heck, Bruut im Grüene(n), freilich auch Häxli.

Fruchtbäume werden natürlich meistens nach der Frucht benannt, und diese bekommt den Namen von der „Qualität" und „Quantität", vom Geschmack und Geruch, von Form und Farbe, von der Zeit ihrer Reife, von ihrer Nutzbarkeit, oft aber — dem nüchternen Geschäftssinn zum Trotz — mit vermenschlichender Phantasie, die aus dem Sein ein Tun macht. Z. B. Luurer heißt ein gewisser roter Apfel, „der Lauernde", der zwischen dem Laub hervorblickt; Schlääfler ein Apfel, der erst im Frühjahr schmackhaft ist, der bis dahin schlääflet, auch eine spät blühende Sorte; Chläffler, Rötteler sind musikalische Apfelsorten, deren Samen man rasseln hört. Zwii-Gutschler ist eine Birnensorte, die am Zweige schaukelt; Faß-Füller eine die Fässer füllende; Schmeckerli, Gold-Schmeckler sind gelbe

Birnen, die wohl schmecke(n), d. h. schmecken oder duften. Chlepfer, Chracher, Chneller sind knallende Kirschen. Chlepfer, Sprützer ist auch eine Traubensorte, der Gegensatz dazu Butzer, nach dem Idiotikon „eine Art Trauben, deren Beeren bei Druck ihren Inhalt durch die Stielöffnung austreten lassen, während die Haut ganz bleibt"; Schlamper „die baumelnd Hangende"; Zettere(n) heißt eine lockere Sorte (von zette(n), zerstreuen u. dgl.); Riisere(n) sind „Trauben, die stets unvollkommene Beeren haben und deren Beeren zum Teil vor der Reife abfallen" (von riise(n), fallen); Schulde(n)-Zaler sind Trauben, welche Schulden zahlen oder dazu dienen.

Zu den Lebewesen gehören für die Volksphantasie und Volkssprache auch verschiedene Körperteile. Das zeigen Wörter wie Schmecker, Nase: de(r) treit de(r) Schmöckerhööch, der ist stolz; d'Lälle(n), der Läller, Lälli, Zunge; Schläkker, Bagge(n)-Schläcker, Suppe(n)-Schlapper, Zeigfinger, auch de(r) grooß Peter; Luus-Töder, Lüüs- oder Flöö-Chnüller, Daumen (von chnülle(n), zerdrücken), — alles voll Tätigkeit. Ein Nopperi-Finger ist ein dicker, ungeschickter Finger (von noppere(n), ungeschickt arbeiten), der Lurtschi-Finger der Finger, woran Kinder lurtsche(n), saugen; en Lurtschi, en Nopperi wären ja eigentlich Leute, die zu lurtsche(n), noppere(n) pflegen. Die Wörter Chroope(n), Graape(n), Chloope(n), Laape(n), Taape(n) bezeichnen die Finger oder die Hand als „die plump Zugreifende"; Schnorre(n), Schnurre(n), Brälle(n), Gälle(n), Gätsche(n), Gefele(n), Lafere(n) (von Zeitwörtern für schwatzen, maulen, kreischen) den Mund, das Mundwerk, die Stimme, — „die schallende Stimme des Herolds" bei Homer; Frässe(n) den Mund als Freßeinrichtung, wörtlich „Fresserin". Glare(n) sind glotzende, stierende Augen, wörtlich „Glotzerinnen".

Außer der persönlichen Färbung eignet allen diesen Namen für „Organe" ein Gefühlston. Besonders die Wörter aus der Kindersprache wie Biißer(li), Häcker(li) für die Zähne haben etwas Gemütliches an sich; die Freude am biiße(n), hacke(n), manchmal vielleicht eine scherzhafte Furcht oder ein ironischer Tadel stecken darin. Sie sind ausdrucksvoll wie Dichtersprache, der Natur abgesehen und führen doch in die Märchen- und Rätselwelt hinüber. In Rätselsprüchen heißen etwa die Augen der Kuh Gug-

ger(li), die Ohren Loser oder Hörcherli, die Hörner Rupfer oder Borerli, das Maul Gras-Rupfer, die Nasenlöcher Schnörcherli, die Zitzen Plämperli. Doch bleiben wir heute bei der „Prosa".

Die Personifikation und die Individualisierung — was mit diesen zwei häßlichen, aber bequemen Wörtern gemeint sei, ist jetzt hinlänglich bekannt — dringen sogar in die leblose Gegenstandswelt ein. Vom Hemd, das einen Riß bekommt, sagt man: 's Hemplood en Bläägg, es läßt einen Schrei. Ein Birnenbrot mit wenig Birnen heißt de(r) Vetter vom Bire(n)-Broot. Narr und besonders Chnächt braucht man für allerlei Geräte, die als Halter, Träger, Unterlage „dienen". Am bekanntesten ist der Stifel-Chnächt. Aber ebenso dienstbar sind ein Chräze(n)-Chnächt, ein Gestell, mit dessen Hilfe man einen schweren Tragkorb bequemer auf den Rücken nehmen kann; ein Wage(n)-Chnächt, ein hölzernes Gestell in der Mitte von Lastwagen oder auch ein Sperrholz; ein Netz-Chnächt, ein Stock zum Aufhängen des Fischernetzes; ein Seifi-Chnächt, ein Seifengeschirr zum Aufhängen etwa an einem Waschzuber; ein Liecht-Chnächt, ein eiserner Fuß für ein Licht; Pfanne(n)-Chnächte(n) von verschiedener Gestalt. Ein Weber-Chnächt dagegen hilft nicht beim Weben, sondern das ist ein Knoten in fehlerhaftem Gewebe, ähnlich wie man trockene Mehlkügelchen im Brot oder in anderm Gebäck als Becke(n)-Männli oder Becke(n)-Buebe(n) tadelt. Der Gletti-Ma(nn) ist wieder ein treuer Helfer, nämlich das Plättebrett, und der Chuchi-Bueb ein Küchenbesen. Auch die Heugestelle sind eine Art dienstbarer Männlein, vielleicht Heinzelmännchen, und heißen darum Heinze(n). Allerlei beliebte Gerichte, z. B. aus Aepfeln, nennt man Bettel-Bueb, Puure(n)-Buebe(n) und -Meitli, Bättel-Ma(nn), Brueder-Ma(nn), arme(r) Ma(nn), alte(r) Ma(nn). Die letzte Garbe ist der Chorn-Michel oder 's Grooß-Müeterli, freilich auch nur de(r) Haas, Fuchs, Rätschvogel, Güggel; ein Bund gehechelten Hanfes es Chind; ein aufstehender Strohbund am Strohdach de(r) First-Michel, First-Joggeli, Bueb. Bei einem Häftli ist der Hafthaken 's Männli und die Oese 's Wiibli. Die Namen Chriesi-Ma(nn), Mönch, Sami (Samuel), Buebli, Hansli werden dem Bettwärmer zuteil, He-

leene(n), Rösi gewissen Kannen. De(r) Dokter Bircher ist die Birkenrute, auch d'Bäsi-Gotte(n) die Rute; der Schützli(n)g-Bueb der beim Spiele gebrauchte Plumpsack, der Plumpsi. Schnarch-Hans, Schnurre(n)-Heirch, Hurrli--Bueb, Rurri-Bueb, Pfirri, Hurri, Surri und ähnliche Wörter gelten für den Brummkreisel, Pfurri oder Pfurri-Chnächt für das Fagott.

Also auch hier beim Gegenständlichen gibt es neben allerlei Uebertragungen eine Menge Ableitungen von Zeitwörtern mit der bekannten Bildungssilbe -i, aber auch er- und n-Bildungen, und zwar sehr häufig besonders für Dinge, welche tönen, sich bewegen oder sonstwie tätig sind oder es nur scheinen, unpersönliche Vollstrecker einer Handlung. Laufer, Läufer heißt z. B. der obere Mühlstein, Läuferli auch ein Schiebefensterchen. Die schriftdeutsche Uebersetzung „Schiebefensterchen" läßt einen deutlich empfinden, wie tätig das Mundartwort Läuferli das Ding sein läßt. „Schiebefensterchen" ordnet es der höhern Gattung „Fenster" unter, — das Mundartwort holt unbekümmert um den nächsthöhern Gattungsbegriff die lebendige oder lebenartige Besonderheit heraus. Der Dichter tut dasselbe, muß aber meistens ein „schmückendes Beiwort" zu Hilfe nehmen und spricht z. B. vom „sausenden Pfeil", von der „sausenden Geißel" und der „schwirrenden Sehne" (Homer). Der Kreisel müßte wohl auch „der surrende Kreisel" heißen, — in den Mundarten kurzweg Surri, Pfirri, Hurri.

Der Um-läufer, Flieger, Boler (zum Zeitwort bole(n), rumpeln u. dgl.) ist der Haspel; der Plamper, Plampi, Glangger, Schlamper, Schlängger, Schwaijer das Pendel, von lauter Wörtern für baumeln, schwanken. Chlepfer, Chlopfer, Plumpe(n), Plumpere(n) sind Schellen. Die Trumpf-Surre(n) ist die Baßgeige, „die die andern Instrumente mit surre(n) übertrumpft"; die Wald-Ruugge(n) eine Baumsäge, zum Schallwort ruugge(n), also nicht nach ihrer begrifflichen Verwandtschaft benannt, sondern nach ihrem „individuellen" Gebaren, das übrigens nicht einmal zu ihrem Zweck und Beruf gehört, aber eben auf die Sinne am stärksten wirkt. Schnurre(n) gilt für eine Art Schlitten, den „sausenden"; Schnutze(n) für den großen Schneepflug, zum Zeitwort sich schnutze(n), sich schneuzen, wohl vom Wegschleudern des Schnees. Wulke(n)-Schieber, -Schürpfer, -Schürger heißt

der Zylinder. Räste(n)-Frässerli sind kleine Kleidungsstücke aus Resten, die also Reste fressen, — ohne Phantasie ausgedrückt „aus Resten gemacht sind". Ein B(e)schiißer ist ein Spitzeneinsatz über der Brust, der offenbar trügen, betrügen, verdecken soll. Rolli, Rumpli heißt das Butterfaß; Scharri ein geringer Heurechen; Pfüüsi der Sprühteufel.

Auch hier bei den Sachnamen sind die männlichen Wörter auf -i verschärfte „Individualisierungen", und sie enthalten unverkennbare Gefühlstöne, wie sie die künstlerische Sprache meistens nur mit Beifügungen zustande brächte. Der Plampi, Pendel, ist etwa das Ding, das da gemütlich baumelt; der Chirri ein Karren, der uns mit seinem Knirschen ärgert; der Rolli ein Karren, der lustig rollt — noch um einen Ton reicher als „der rollende Wagen" in „Hermann und Dorothea" —, oder ein Lärminstrument, welches das Kind gemütlich mit seinem Rollen unterhält. Von ähnlichen gemütvollen Wörtern wie etwa noch Nuggi, Noggli, Lulli, Nunni für den Lutschbeutel oder den Saugzapfen, Muesli, Trüeli, Löpi, Geifer-Ludi, Mues-Ueli für den Geiferlatz wimmelt es besonders in der Kinderstube, wo die Stimmung ganz allgemein aufs Kosende eingestellt ist. Dem „Saugzapfen" oder „Geiferlatz" müßte man fürwahr mit künstlerischen Mitteln aufhelfen, bis der Gemütsgehalt von Nuggi, Mues-Ueli erreicht wäre.

En Fuulenzer ist ein Ruhebett oder eine Schlummerrolle; ein Schmär-Samler ein bequemer Lehnstuhl, der zum Schmär samle(n), Fett ansetzen, behilflich ist. Ein feuchter Keller ist ein Faß-Frässer oder Reif-Frässer, er frißt gleichsam Fässer und Faßreife. Schlechte Zigarren sind Roß-Mörder, sie könnten ein Roß morden. Eine Lichtschnuppe ist ein Räuber, sie zehrt die Kerze schnell und nutzlos auf, raubt also; weniger streng beurteilt ist sie ein Gast oder Chilter, sie gehört eigentlich nicht daher, sie macht sich störend bemerkbar.

Besonders dem Wein und dem Branntwein schreibt man oft eine bösartige Tätigkeit zu und braucht Namen wie Chratzer, Chretzer, Rache(n)-Butzer, Rippe(n)-Chlemmer, -Zwicker, Chlupper, suure(r) Chlepfer, Auge(n)-Verträijer, Chuttle(n)-Ruugger, Schränzer, Burrli-Giiger, -Fuchser, Chnüü-Brächer, Guutsche(n)-Leg(g)er, Galopper, Trätzler, Hetzer. Der

Trester wird zum Tröster, das Chriesi-Wasser zum Chriesi-Chasper. Aber: der wolfeilst Wiin ist der Steinruuscher.

Auch das Gelände zeigt etwa Leben, das sich als Tätigkeit fühlen und unter phantasievollen Leuten in den Namen hineinzaubern läßt, wie bei Homer der Ida „der Ernährer der Quellen" heißt oder in „Hermann und Dorothea" der Quell nach seinem Wesen „der rinnende". Risler, Rislere(n) ist nicht selten für Orte, wo der Boden rutscht, wo Sand und Kies herabrieselt, ähnlich Rutscher. Fallere(n) als Name eines Waldes ist „die Fallende". Chnüü(w)-Bräche(n), Bei(n)-Bräche(n), d. h. schlechte Bergstraßen oder -pfade, sind wörtlich „Brecherinnen der Kniee oder Beine"; eine steile Halde mit dem Namen Schaf-Bräch ist eigentlich ein Ort, der den Schafen die Beine brechen könnte. Ein Stüüber oder Stäubi oder nach der ältesten Bildung ein Staub ist ein stiebender Wasserfall. Gieße(n), Laufe(n) sind sich ergießende, laufende Wassermassen; ein Brüel ist ein brüllender Wasserschwall, — bei Homer „der tosende Fall", „der wirbelnde Strom", die „rauschende Woge", „die rollende Woge", „das wallende Wasser". Schieß ist ein dahinschießender Bach. Besonders sinnlich und saftig ist der Name Gorxi für ein nasses Grundstück; der Boden ist da offenbar als der Gurgelnde, Aufstoßende bezeichnet oder als einer, der da unter den Füßen ächzt und gurgelt, und das Komische, das schon in der Anwendung des Zeitwortes gorxe(n) auf den „toten" Erdboden steckt, wird unterstrichen durch die Kraft der Bildungssilbe -i. Bei Vättis gibt es einen Görbs-Bach. Leben, Wirksamkeit, Eigenart kommen in solchen Namen zum Ausdruck. Ein Bach oder Fluß führt auch etwa Gespräche mit der Wiese, die er durchfließt. Die Wiese richtet an die Landquart die Frage: Chrummi, Langi, waa witt hi(n)? Sie erwidert der frischgemähten Wiese: Plutti, G'schorni, i(ch) säg-der's nit. Und dann geht's weiter: Chrummi, Langi, warum nit? — Plutti, G'schorni, darum nit. Aehnlich unterhalten sich die Thur und die Aare mit der Wiese. Der Eggiwiil-Fuerma(nn) für die Geschiebe mit sich führende Emme ist bekannt aus Jeremias Gotthelf.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk auch sonst mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen

und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als „Personifikation" des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Toote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Hexe, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Bruut oder Wind-Häx. Der Hagel wird von Hexen gebraut. Bim Luft! ist eine Beteuerung; ebenso dienen Blitz, Straal, Dunner, Wätter, Hagel als Fluch- und Scheltworte, was eben auf dämonischer Auffassung beruht. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder büüsch, büüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt, und der Jüxler verkündet durch sein Jauchzen Schnee. Am Stock, einem Berg in Schwiz, geht der Stock-Püüper mit schwarzem, weiten Mantel und breitem Hut um und gibt sich bisweilen mit dem puupe(n) seines Hornes kund; ebenfalls in Schwiz der Huuper, ein gespenstischer Schimmelreiter, der mit dem Rufe huup die Wanderer irreleitet. Bei Obstalden haust der Gitzi-Locker, der mit seiner verführerischen Stimme die Zicklein anlockt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Näpf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Napf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Und Berge heißen ja auch etwa de(r) Ma(nn), der alt Ma(nn), d'Manne(n), d'Jumpfere(n). Das von Ritzinen herstürmende Hagelwetter nennen die Walliser der Ritzi-Bueb. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchenorts Bättel-Buebe(n) oder Bättler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise Schniider; offenbar vergleicht man sie mit Menschen von zweifelhaftem, unzuverlässigem Charakter. So ist auch im Simmental ein Sommertag, an dem die Sonne dann

und wann zwischen den Wolken durchguckt, ein G'luußer, eigentlich einer, der g'luußet, d. h. mit halboffenen Augen oder verstohlen späht, lauert; in St. Antönien ein Tag mit veränderlichem Wetter ein Troggler, zum Zeitwort troggle(n), zweifeln, unentschieden sein, also ein Zweifler, ein Unschlüssiger und somit Unzuverlässiger. 's Bärner Maitli lüpft de(n) Rock, es gi(b)d guet Wätter heißt eine Wettervoraussage; 's Bärner Maitli ist der westliche Himmel. Im Solothurnischen heißt es etwa: das Wätter bööset; g'sehsch dört obe(n), wie's bögget a(n) der Geißflueh obe(n); — es bögget bedeutet ja eigentlich „es vermummt sich". So braucht man auch manchenorts muudere(n), d. h. kränkeln, verstimmt herumsitzen, oder boogge(n), d. h. schmollen, vom Wetter; ferner 's Wätter üebt si(ch), d. h. es will sich ändern, kämpft gleichsam mit sich selbst; und besonders stimmungsvoll es loset, es horcht auf, wenn eine völlige Windstille einem Regen oder Gewitter vorangeht; man könnte die Stimmung einer solchen Stille nicht besser ausdrücken und verdichten; wie „positiv" ist wieder es loset gegenüber der „völligen Windstille". Das Wetter kann auch findlich, chiibig, häßig sein, und von der Bergluft sagt man, sie sei fräßig, d. h. zehrend. Wenn die Nebel sich in die Tiefe hinunterlassen, was ein Zeichen von Regen ist, hört man im Luzernischen: d'Näbel wei(n) i(n) See abe(n) ga(n) suuffe(n); im Zürichbiet: der Näbel goot i(n)s Baad, woraus er dann eben nässer zurückkehrt; und am Zuger- und Zürichsee redet man vom versuffe(n), ertrinken, des Nebels. Bränte(n), gang oder ich schlan-der de(n) Grind ab drohen Hirten dem Nebel. Der Wind orgelet ei(n)s i(n) de(n) G'wättene(n), er orgelt, pfeift und brummt im Balkenwerk; 's ist en bööse(r) Ma(nn) dusse(n) sagt man zu Kindern, wenn ein kalter Wind weht. Der Biiswind schüüßt sich der Chopfii(n), wenn er zu heftig weht und vermutlich bald aufhört; er mag sich heiter g'lauffe(n), wenn der Wind seine eigenen Nebel aufzehrt und heller Witterung Platz macht. Der Wind erscheint auch als der alte oder älteste Mann, Bürger aus einer Gegend: der alt Davooser (in Davos), der eltist Batte(n)bärger (auf der Höhe von Beatenberg); der eltist Landsma(nn) ist in Uri und andernorts der Föhn. Der Nordwind heißt auch einfach der Chalt oder der

Ruuch. Bei uns in Graubünden ist der Föhn besonders wichtig als der Schnee-Frässer und Truube(n)-Chocher. Auch der Vormittagsnebel hilft im Thurgau und am Zürichsee als Truube(n)-Chocher, -Chützler, -Biißer den Trauben zur Reife. Der Chriis-Hacker dagegen ist im Bernischen der Frost, „der das Tannenreis hackt", das Abfallen der Nadeln verursacht. Der Bränner heißt im Glarnerland der beißende, „brennende" Nordwind. An andern Orten ist der Bränner das Wetterleuchten, vielleicht abgesehen vom Leuchten auch deswegen, weil ihm das Volk schädlichen Einfluß auf den Pflanzenwuchs zuschreibt; da heißt es denn, wenn es wetterleuchtet: Der Bränner good, er geht um, deutlich vermenschlichend. Als Geiß-Mörder sind manchenorts die März- und Aprilwinde verrufen. Der Holz-Huuser ist in Guttannen ein Wirbelwind, der in den Wäldern wie ein Holzfrevler haust; der läng Blaaser im Bernbiet die Bise, da sie meistens mehrere Tage anhält. In Nidwalden heißt „der sausende Wind" (Homer) auch der Blaasi. Da ist dem blasenden Wesen schon ein zarterer Zug beigegeben, vielleicht auch eine feine komische Färbung. Man meint damit etwa den Wind, der sich mit Blasen abmüht, uns aber nichts anhaben kann, oder den Wind, der es eigentlich nicht so böse meint, wie es seinem Blasen nach scheinen möchte. Scherzhafter Anklang an den Namen Blasius und dessen fast allein gebräuchliche Koseform Blaasi wirkt wohl mit. Eine ähnliche Gefühlsfärbung, welche den menschlichen Gehalt der Wörter verstärkt, tritt deutlich zutage bei Namen wie der Pfauzi, in Nidwalden für einen Wind mit feinem Regen oder Schnee, von pfauze(n), es pfaizt e(n) chlii(n) dusse(n); der Flootschi, in Zug für den Südostwind, der gewöhnlich Regen bringt, eigentlich einer, der flootschet, d. h. durch Wasser und Kot watet; der Räge(n)-Botschi, im Zürichbiet für den Westwind, zum Wort botsche(n), mit Schall anschlagen, also eigentlich einer, der an die Fenster und Hauswände poltert; der Zündi, also „Zünder", für den Blitz, der bei Homer der „flammende", „blendende" oder „schmetternde" ist. Sturri heißt der Sturm, Nordi der Nordwind, Näbli der Nebel. En Schäächi ist irgendwo im Zürcherischen ein Anflug von Reif, eigentlich einer, der schäächet, schielt, späht. Im Zürichbiet heißt eine Bauernregel: Abrelle(n)-Schnee Gras-Brueter, der Aprilschnee sei ein Grasbrüter.

Im Wallis sagt man vom Winter reimweise, er sei ein Menschun- und Veh-Schinter, vom Jänner an vielen Orten, er sei ein Holz-(Ver)bränner. Und über den Dezember 1918 äußerte sich ein Wegmacher von Malix mir gegenüber: Das ischt en leide(r) Sudel-Koge(n) g'sii(n), dee(r) Krischt-Monat.

Auch bei Krankheiten und Gemütserregungen ist vermenschlichende Auffassung und Benennung gäng und gäbe, auch hier auf Grund alter dämonischer Vorstellungsweisen, aber auch scharfsinniger und feinfühliger Beobachtung, — in beiden Fällen aus einer kurzweg künstlerisch zu nennenden Eindrucks- und Ausdruckskraft.

Der Bränner heißt unter anderm das Magenbrennen, außerdem der Brand im Körper des Viehs, ferner eine Hautentzündung mit Ausschlag. Wenn jetzt einer sagt: i(ch) ha(n) de(n) Bränner, so meint er freilich einfach die Empfindung des Brennens oder die verbrannte Haut oder etwas Ähnliches. Ursprünglich aber ist da mit dem Bränner gewiß ein brennendes, Brand verursachendes Wesen gemeint oder das im Körper hausende Feuer. Der Bränner, der die Weinreben verheert — d'Räbe(n) händ de(n) Bränner —, ist eigentlich ein sengender Unhold, erst nachträglich die Krankheit selbst, ebenso der Braat oder Braater oder Sieder in derselben Bedeutung; auch der Frässer für eine Krankheit an Bäumen oder für ein Geschwür an den Ohren der Hunde oder für den Krebs im Gesicht; der Biißer oder Abbiißer für eine Krankheit im Korn — ein Abbeißen ohne abbeißendes Wesen ist ja ausgeschlossen —; der Schopper für eine Verstopfung des Euters beim Rindvieh, ursprünglich wohl ein Dämon, der die Zitze verschoppet.

Die Krankheit „überfällt" den Menschen, das Tier, die Pflanze plötzlich, unerwartet, ungewollt. Sie ist einfach da. Gestern war das Wesen gesund; kein Mensch hat ihm seither etwas anhaben können, und heute ist es krank. Irgendwoher muß die Krankheit gekommen sein. Es muß eine höhere Macht im Spiele sein, irgend ein Dämon oder doch wenigstens ein Getier oder en böös(e)(r) Luft, en Wind. Auch die seelische Erregung faßt der „naive Mensch" nicht psychologisch auf. Es muß ein Dämon oder etwas Dämonisches dahinterstecken, ein bewirkendes Wesen oder Etwas.

Freilich dachte und denkt man je länger desto weniger an den persönlichen Charakter solcher Namen. Es bestand einmal der Typus, und die Vermehrung konnte zum Teil durch Anlehnung, „Analogie",

vor sich gehen. Aber die vermenschlichende und verdichtende Phantasie hat doch nie mitzuwirken aufgehört.

Die griechisch-lateinische Krankheitsbezeichnung hectica, ectica hat das Volk zu allerlei persönlich anmutenden Namen umgestaltet, z. B. der Ettike(n), Ettiker, Rettiker, der Etti, und es spricht sogar vom fressende(n) oder essende(n) und turstende(n) Ettiker. Für Husten oder Schwindsucht braucht man der Tubäkler, mit scherzhaft vermenschlichender Umdeutung aus „Tuberkeln". Namen für Krankheiten auf -er und -i sind nämlich außerordentlich häufig. Man vergegenwärtige sich z. B. die reiche Auswahl von Namen für Husten und Heiserkeit: der Becker (von becken, hacken), Bicker, Bülser, Bätzger, Bitzger, Pfnäägger, Chlepfer, Chauser, Chiicher, Peuster — oder männliche Nomina agentis auf -i mit noch stärker vermenschlichender Färbung: der Bicki, Bülsi, G(e)hicki, Chausi, Bälli, Chroosli, Charri, Chaari, Charchli, Chärbi, Chürchli, Rüchli, Chisperi, Chiisteri, Churri. Diese Uebel kommen nicht nur am häufigsten vor, sondern sie äußern sich auch in auffallender Weise, und der Husten zeigt mannigfache Abstufungen nach Art, Heftigkeit, Lästigkeit, Gefährlichkeit. Zumal die Unterschiede, die sich dem Ohr aufdrängen, lassen den Husten als gar verschiedenes Tönen auffassen, als Bellen, Hacken, Keuchen, — aber eben nur, wenn man Ohren für die Unterschiede hat und schöpferische Sprachkraft zur treffenden Wiedergabe. Daraus ergibt sich „natürlich" zunächst eine große Anzahl von Zeitwörtern für den Vorgang des Hustens, und daran schließt sich ein Heer von Namen, die das Uebel verdinglichen, vermenschlichen und verspotten. Nicht auf das Geräusch, sondern auf die nickende Bewegung des Kopfes geht der G'nücker für den Husten (zum Zeitwort nücke(n), nicken). Vom Heisern heißt es: er het de(n) Chratzer im Hals, er het de(n) Chretzer. Den Katarrh nennt man den Lunge(n)-Fuchser, also „Lungenquäler", oder den Pfnuuser, also etwa „Schnauber", was übrigens auch der Sinn von Schnupfe(n) ist. Der Pfuusi oder noch deutlicher vermenschlichend der Wuche(n)-Tölpel ist der Mumps; ein Jümpferli, Urseli, Greetli, Gritli ein kleines Geschwür am Augenlid; ein Zimmer-Ma(nn) eine Warze mit Haaren, wahrscheinlich wegen der Aehnlichkeit mit der so genannten Spinne.

Vermenschlichungen dienen da natürlich häufig dem „Euphemismus", der Beschönigung, besonders in Fällen, wo man ein Uebel nicht beim rechten Namen nennen will. Wenn ein Mensch in auffallender Weise abgemagert ist, sagt man etwa mit derbem Humor: er het de(n) Backe(n)-Schaber g'ha(n), oder man setzt dafür sogar den Bart-Schaber, Barbier, ein. De(n) Schwiiner ha(n) sagt ungefähr dasselbe, aber viel weniger schlagend, mit weniger Phantasie (von schwiine(n), abnehmen, magern). Und wenn man von einem an Auszehrung Dahinsiechenden sagt: er hed de(n) Verrecker am Hals, ist es trotz des derben Klanges Beschönigung; hier allerdings ist es Grobheit, was die ganze Wendung von einem rein sachlichen Ausdruck unterscheidet. Was in andern Fällen der Humor leistet, das bewirkt hier die Grobheit: die Milderung der peinlichen Tatsächlichkeit durch eine Gefühlsfärbung, — allgemein ausgedrückt: Bewältigung des Objekts durch seelische Kräfte und sprachliche, gestaltende Fähigkeiten des Subjekts, was man wohl Kunst nennen darf, obwohl es hier ganz natürlich vor sich geht.

Der Rausch wird scherzhafterweise als ein Wesen aufgefaßt, das einen begleitet und in freundlicher oder lästiger Art sich bemerkbar macht, etwa als B(e)suech vom Herr Pfiff(e)ler, vom Herr Singer, vom Herr Zangger, mit Anlehnung an die gleichlautenden Geschlechtsnamen; ferner als Schwätzerli, Chlepfer, Lurggi, Gnaggi, Schieber, Ruugger von ruugge(n), wettkämpfen, überwinden, somit als der übermächtige Gegner, der einen zu Boden wirft. Hieber, Hipper, Stächer, Ritzer, Biigger, Puffer — lauter Namen für den Rausch — beruhen auf der Vorstellung des Stoßens, Hauens oder des Stichelns, Neckens. Noch deutlicher sprechen Ausdrücke wie 's Beeti am Arm ha(n), es Babi ha(n), Eine(n) bi-n-Eim (= sich) ha(n), nüd allei(n) sii(n), sälbander sii(n), oder die Frage het-er-di(ch)? — oder Rauschnamen wie en Kamerad, es Büebli, es Jesuiterli, en Kapuziner, e(n) Häx. Hier ist die Vermenschlichung in allen Fällen, bei allen Leuten nur scherzhaft gemeint. Es ist einfach „das Plus", das der Rausch bedeutet, dem man Ausdruck gibt, wie wenn man ihn nur mit einem Tier oder einem Gegenstand vergleicht und z. B. Aff, Ueüle(n), Amsle(n) nennt oder Sabel, Fane(n), Sarras,

Schwert, Chrääze(n), Chiste(n), Ladi(n)g, Fueder, Zapfe(n), Zopf, Pelz. Sowohl die „objektiven" Eindrücke, die der Zuschauer bekommt, als auch die Erlebnisse des Bezechten selbst, seine Empfindungen, Gefühle, Einbildungen zeigen ihren Niederschlag in der verdächtig reichen Namenreihe. Die „subjektive" Seite scheint etwa beim Namen en Borer zum Ausdruck zu kommen; das Wort geht auf ein bohrendes Gefühl, das ein Bezechter im Kopfe spüren mag; en Spinner auf sein spinne(n), phantasieren, irre sein. Nach einem Trinkgelage kann man auch de(n) Trüller überchо(n), d. h. den „Dreher" im Kopf. Und vollendet anschaulich ist die Wucht des Rausches oder des Katzenjammers gemalt, wenn die Wörterbücher von Frisius und Maaler aus Zürich (16. Jahrhundert) das lateinische crapula umschreiben als „Tröscher (Drescher) im haupt, oder sonst hauptweh, das von viel trinken, prassen oder sauffen kumpt".

Ein wesentlich vom Humor beherrschter, aber nichtsdestoweniger unheimlicher „Totentanz" von Rauschbildern ließe sich aus den volkstümlichen Rauschnamen herausbilden. Den nötigen Phantasiegehalt böten diese, meine ich. Doch wären in der bildenden Kunst weder Phantasie noch Humor imstande, die Häßlichkeit und Widerwärtigkeit zu übertönen, wie es den Wörtern und Wendungen zum Teil gelingt.

Vom „Schlaf, der alle bewältigt" (Homer), von der Schläfrigkeit heißt es vermenschlichend, der Spengler sitze einem auf den Augen oder d'Oberländer chomme(n), d. h. die Augenlider werden schwer, und in der Berner Kindersprache sehr zart: es chunnt es Linderli, der weichmachende, „gliederlösende" Schlummer. Wer sich beim Schneiden des Getreides über Rückenschmerzen beklagt, muß über sich spotten hören: 's chunnt-mer vor, de(r) Lenz tüeg-i(ch) (= euch) uufhocke(n), d. h. der Fuulenz, der Faulenzer, eigentlich der faule Lenz, Lorenz, Leonhard. Auch der Schalk erscheint als ein im Innern des Menschen wohnender Dämon in Wendungen wie de(n) Schalk im Liib, Buese(n) ha(n). Aehnlich braucht man de(n) Schelm im Liib ha(n) zunächst von einem mit leiblichen Mängeln behafteten Menschen oder Tier, dann auch von einem betrügerischen Menschen. Man sagt ja auch vom Launischen, Eigensinnigen: er hät de(n) Guete(n), de(n) Böös, er hät de(n) Leideli, de(n) Surri, de(n) Pfurri, de(n) Stieri, de(n) Bleesti. Oder de(r) Einfältig plagt einen, de(r)

Wunder sticht einen. Oder man kann de(n) Verleider überchо(n), de(n) Leider kriege(n), de(n) Liiri überchо(n), von liire(n), leiern, gedankenlos singen, untätig sein. Solche Wörter bezeichnen ja eigentlich den Menschen, der surret, pfurret, liiret, — nur auf Grund einer phantasie- und gemütvollen Vermenschlichung auch den Zustand, die Stimmung.

De(r) Gluxer, Gluxi, Gorxi, Gorpser, Hixer, Hö(t)scher, Höscheler, d. h. das Aufstoßen, ist nach unsern Begriffen etwas Abstraktes, — für die Mundarten dagegen diesen Namen nach ein „Agens", etwas Handelndes, im Glarnerland geradezu en Gööli, ein Narr. Auch Wörter wie Süüfzer, Giixer, Giipser, Schluchzer, es Lächerli gehen der Bildung nach eigentlich auf handelnde Menschen und setzen also bei ihrer Anwendung auf Vorgänge eine Art Vermenschlichung voraus. Dergleichen Vorgänge sind Aeußerungen seelischer oder leiblicher Zustände. Sie werden durch seelische oder leibliche Erregungen ausgelöst. Der Mensch ist dabei sehr wenig beteiligt. Sie spielen sich mehr oder weniger ohne seine Absicht und Tätigkeit an ihm ab. Die Tätigkeit wird in den Vorgang selbst verlegt und dieser als selbständig und selbsttätig aufgefaßt und gar personifiziert.

Auch der Tanz, etwa ein Walser, Schliiffer, Schliicher, Jucker, Gumper, Hopser, Nabel-Riiber, Bödeli-Stampfer, Mist-Träppeler — die Namen stammen besonders aus dem Appenzellerland — auch der Tanz ist eine Aeußerung der Erregung, auch ein Wecker der Erregung, vielleicht etwas von einem Dämon Eingegebenes, ein Springen und Sichdrehen im Taumel der Besessenheit. Aber man kommt hier ohne Dämonen aus, nämlich mit der Natur der Vorgänge.

Der eigenartige, auffallende Charakter des Tanzes oder des Jodlers — einige Arten heißen etwa Schnäxler, Zöölerli, Rugguußer, Trüllerli —, das Heftige des Buffers oder Buuders, d. h. eines Stoßes, des Fixers, Zwickers, Hose(n)-Spanners, das Ueberraschende des Nase(n)-Stüübers, des Schnellers oder Spickers, das Eigenmächtige des Gumpers, Hoppers, Hüpfers, das Unwillkürliche des Süüfzers, Gluxers: kurz die ganz besondere Natur solcher Vorgänge und Erlebnisse läßt den eigentlichen Träger der Handlung nicht zur Geltung kommen. Durch die Bedeutsamkeit und Aufdringlichkeit der Handlung wird die Vor-

stellung des Handelnden zurückgedrängt. Der Vorgang selbst verdichtet sich zu einem Etwas, das ihn ausführt, und wird daher mit dem Namen bezeichnet, der einem Handelnden zukäme.

Ueberhaupt sind Vorgänge, Handlungen, Erlebnisse ebenso „real", ebenso wirklich wie Gegenstände, zum Teil sogar „wirklicher", besonders für den, der sie ausführt oder der davon betroffen wird. Der „naive Mensch" teilt die Erscheinungen nicht in „Konkretes und Abstraktes". Ein Schlag ist für ihn so gut wie ein Schlegel. Das Kind, das abends am Schluß des Spielens im Freien den letzten Schlag bekommt, trägt damit etwas heim — für uns nur „gleichsam" — etwas Belastendes, 's Nacht-Säckli: du mueßt 's Nacht-Säckli trääge(n), auch 's Nacht-Stückli, d'Nacht-Tecki, de(n) Nacht-Zipfel. Schläge, eine Tracht Prügel, eine Strafpredigt bekommen Namen von Lebens- und Genußmitteln: Brügel-Suppe(n), Bängel-, Brummel-, Rumpel-Suppe(n), Brügel-Brüei, Pasteete(n), Murre(n) (ein Gebäck), Mues, Bire(n), Bire(n)-Wegge(n), Back (Tabak). Ein Jodel mit ausbiegender Verzierung heißt ein verbückte(r), wie wenn er aus Papier oder Blech bestünde, einer mit vielen Vorschlagtönen ein g'eggete(r), d. h. mit Ecken. So verdichtet die Phantasie das sogenannte Abstrakte zu etwas Konkretem. Sie belebt und vermenschlicht es sogar und nennt einen Schlag oder Streich en Chätzer, einen Nasenstüber en Schnell-Böögg, also einen Narren, ja sie benennt die Handlung mit dem Wort, das eigentlich den Handelnden bezeichnet.

Wenn einer de(n) Plamper het, so ist eben das plampe(n) über ihn Herr; man kann da kaum sagen, der Mensch übe die Handlung aus. Wenn man es Aeli und es Drückerli macht, eine Liebkosung, oder es Striicherli macht, die Wangen streichelt, so liegt eben in dem Drückerli und Striicherli so viel Gefühl, daß es selber zum Träger des gefühlvollen Tuns wird. In den Wendungen es Dienerli, es Jümpferli mache(n), es Buckerli mache(n), sich verneigen, ist die liebenswürdige Höflichkeit des Tuns veranschaulicht und zugleich in kosender Weise verkleinert.

Wie das Zarte, Gefühlvolle so verdichtet sich auch die Heftigkeit, die Wucht eines Vorganges zum Stoff oder zum handelnden Wesen. Ein tüchtiger, derber Verweis heißt en Wüscher, Uswischer, en Schnitzer, Schnüüzer, Use(n)butzer,

Butzer, Abbutzer. En Hauri ist nicht nur ein starker, streitsüchtiger Mann, sondern auch ein Streit unter Menschen oder Tieren: schi heind mitenandere(n) en Hauri g'han.

Aber auch Vorgänge und Handlungen, denen das Auffallende, Gefühlvolle, Heftige mehr oder weniger abgeht, regen phantasievolle Verdichtungen und Vermenschlichungen an. Stächer und Schnäller heißt der Stichschuß; en Dräuer ein Schuß, der nahe ans Ziel traf, also dem Ziel „drohte"; en Chleiber ein Fehltreffer, der am Rande der Scheibe „klebt". Beim Kegelspiel ist en Schlupfer ein Wurf, der mitten durch das Ries „schlüpft", ohne zu treffen. Einen Fehlschuß beim Kegelschieben nennt man in St. Gallen en Appe(n)zäller oder en Pudel, andernorts en Hund, in Basel Marei(en), Mareili; alle neune treffen im Thurgau 's Baabeli mache(n). Ein bestimmter Glücksfall beim „Trentnen" heißt in Schwiz hübsche(r) Bueb oder de(r) Büsler, das ist eigentlich einer, der sich aufputzt.

Unter allen lebenden Wesen und scheinbar toten Gebilden und sogar auf dem Gebiet des sogenannten Abstrakten vermenschlicht der der Volksgeist erstaunlich vieles oder „individualisiert" es doch wenigstens — man möchte fast sagen alles — und allenthalben hat er die Neigung und die Fähigkeit, statt eines bloßen Seins ein Geschehen und Tun zu empfinden, und zwar das bezeichnende Tun und dieses in Wörtern und Wendungen auszudrücken: was natürlich und künstlerisch zugleich ist. „Je genäuer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint. Und dies ist wahr": Albrecht Dürer meint Werke der bildenden Kunst; seine Worte gelten aber auch von der Sprachkunst und von der Sprache selber und vom einzelnen Ausdruck.

Volkssprache ist „treffend". Und zwar trifft sie — mit Wörtern und Wendungen — sowohl die zu bezeichnende Erscheinung, als auch die zu verständigenden Wesen. Was kann ein Künstler Besseres tun als so „trefflich" sein? — die äußere und innere Welt belauschen, erhören, erschauen, ertasten, ergreifen, erfassen mit Sinn und Seele — „Ei! so habt doch einmal Courage, euch den Eindrücken hinzugeben" (Goethe) — das so Gewonnene Sinnen und Seelen anderer Menschen wiedergeben, so daß es auch sie „trifft" und „betrifft". Das allein, obwohl es schon wesentlich mehr als Naturalismus und Realismus ist, macht freilich den großen Künstler nicht — Großes schafft nur die große Persönlichkeit — aber es gehört zu ihm. Man darf

es also künstlerisch nennen. Erfinden und schaffen muß übrigens auch da meistens ein Einzelner.

Nicht umsonst treten die selben Züge gerade auch bei aller germanischen Kunst zutage: Vertiefung in die Eigenart der Wesen und Dinge und Handlungen äußerer und innerer Art — starker Ausdruck der so ergründeten Seele jedes Wesens und Wirkens — und drittens, gerade aus der Vertiefung ins Einzelne heraus, das Allgefühl, d. h. Empfindung für „das Wechselwesen der Weltgegenstände", wie Goethe sagt.

Die schöpferische Kraft ist beim reichen Mundartleben wesentlich die Phantasie, angeregt durch sehr verschiedene Gefühle und Absichten. Es kann alter oder noch lebendiger Mythos und Aberglaube dahinter stecken oder jenes Allgefühl oder Einfühlung, in andern Fällen nur verklärender, erleichternder und wohlwollender Humor, nicht selten freilich auch ein bißchen schadenfrohe Spottsucht, die Freude am Mildern oder am Verstärken und Uebertreiben, fast immer entweder Zuneigung oder Abneigung und häufig beides zugleich oder sonst ein anregendes, erfinderisches Gefühlsgemisch.

Was die Phantasie aus solchen „subjektiven" Veranlassungen schafft, kann nicht „objektiv" gültig und allgemein verständlich sein. Nicht umsonst sind die Mundarten so unvergleichlich reicher an phantasievollem Sprachgut als die Schriftsprache. Das mundartliche Reden geht vom Erleben aus; die „Situation", die Umstände machen alles klar und eindeutig, was bei bloßem Lesen mehrdeutig oder unverständlich wäre. Die Wirklichkeit ist ja beim mündlichen Verkehr meistens gerade zur Stelle und hilft der nachschaffenden Phantasie die Gebilde der schöpferischen Phantasie verstehen.

Auch ist das Empfinden und Fühlen, Wollen und Denken beim Volk etwas mehr oder weniger Einheitliches und Gleichartiges, so daß man ja von einer Volksseele spricht, wie wenn alle zusammen oder doch die Leute einer Talschaft oder eines Dorfes auch wieder eine Persönlichkeit bildeten. Daß größeren Volksgemeinschaften, nämlich den Nationen, heutzutage eine solche Seele fehlt, das empfinden und beklagen ja immer und immer wieder die großen Künstler, besonders wenn sie auf ein ganzes Volk wirken möchten, wie etwa Richard Wagner. Das gesamte Gebiet deutscher Sprache wird kaum je eine solche Volksseele haben. Nicht einmal die deutsche Schweiz ist eine Einheit; erst die einzelne Talschaft oder Ortschaft hat etwas wie einen gemeinsamen Sprachsinn, und erst der engste

Kreis läßt den schöpferischen Kräften der Sprache freien Lauf. Da wächst denn eben allerlei Eigenartiges wie in der Seele einer Persönlichkeit, mancherlei Phantasie- und Beziehungsvolles, das schon den Leuten des Nachbardorfes oder der Seele des Nachbardorfes „spanisch" vorkommt. Damit ist angedeutet, warum die Sprache desto phantasievoller und eigenartiger sein darf, je kleiner ihr Geltungsbereich sein will. Gegenbeispiel: Esperanto oder irgend ein Völkerbundsgeköch.

Einen Gegenstand oder eine Erscheinung, wofür die Schriftsprache nur einen Ausdruck besitzt, benennt die lebendige Volkssprache von einer Gegend zur andern oder sogar am selben Ort verschieden. Kleine Unterschiede in der Sache können ja bewirken, daß ein anderes Merkmal als bezeichnend empfunden und zur Namengebung benutzt wird, z. B. bei Werkzeugen, Pflanzen, Tieren. Wie viele Dinge, Erscheinungen und Tätigkeiten gibt es, die beim Tagwerk des Landmanns oder des Handwerkers beachtet und benannt werden, und wie wichtig und entscheidend sind manchmal gerade die Kleinigkeiten. Die Mundarten berücksichtigen daher auch Unterschiede der „selben" Sache oder Erscheinung. Besonders für Bewegungen und Geräusche und für alle sinnfälligen Vorgänge gibt es da oft Dutzende von Wörtern, je nach den mannigfaltigen Abstufungen des „selben" Geschehens oder Handelns oder Empfindens.

Es wird viel weniger „abstrahiert" und untergeordnet als beim schriftsprachlichen Denken und Ausdruck. In der Mundart opfert man in weit geringerem Maße das Einzelwesen der Gattung, das Eigenartige dem Allgemeinen, Begrifflichen. Die Empfindung und das Gefühl geben da häufiger den Namen als das Denken. Der sinnliche Eindruck wird nicht so rasch und leicht durch den Begriff zugedeckt. Er ist vielleicht stärker und sicher ungestörter. Es kommt ihm weniger Wissen sowie Einteilungs- und Einordnungsgeist in die Quere. Hingegen regt der weniger durch Begriffe und Vorurteile entkräftete Eindruck — ähnlich wie beim künstlerischen Schaffen oder bei der anschauenden Erkenntnis im Gegensatz zur abstrakten — das Gefühl und die Phantasie an, und es entstehen Verdichtungen, Belebungen und Vermenschlichungen samt entsprechenden Wörtern oder Wortübertragungen. Auch Umstände und Stimmungen fordern und schaffen verschiedene Ausdrücke für „das Selbe".

Der durch Eigenart der Wesen und Dinge und durch Phantasietätigkeit der Sprechenden bedingte Ausdruck ist aber eben örtlich und

vielleicht auch zeitlich beschränkt. Die Wörter „leben" natürlich in sehr verschiedenem Grade. „Leben" heißt ja da „wieder gebildet werden". Wird ein Wort auch geschrieben, dann steigen aus verschiedenen Gründen seine Aussichten auf Wiederbildung. Eine Bedingung für die Aufnahme in die Schriftsprache ist aber meistens die „Allgemein"-verständlichkeit. Diese kann einem Worte oder einer Wendung verliehen werden, am ehesten durch einen vielgelesenen Dichter oder Schriftsteller, doch auch durch ein Ereignis, durch zunehmende Bedeutung der bezeichneten Erscheinung. Es ist der wohltätigste Einfluß der Mundarten auf die Schriftsprache, daß jene ihr immer wieder wirkliche „Ausdrücke" schenken, deren sinnlicher Ausdruckswert noch frisch und empfindbar ist, die wieder „Wirklichkeit" ausdrücken, die nicht nur Bedeutung, sondern auch Sinn und Sinnlichkeit haben. Eine Unmenge sprachlicher Gebilde, der größte Teil aller Wörter und besonders der phantasie- und gemütreichen Ausdrücke lebt aber nur in größern oder kleinern Mundartbezirken.

Eine verlockende Fülle sprachkundlicher Fragen und Antworten steckt darum im mundartlichen Sprachgut, und dieses ist, soweit es die deutsche Schweiz angeht, dem Freund und Forscher im Schweizerischen Idiotikon zur Hand, diesem unschätzbaren Horte tiefer Wissenschaft und einfacher Schönheit.